


ZEIT DER MONSTER



ŞEYDA
KURT

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

*Roman
Hanser*

Leseprobe

Das Buch

Der Ort ist ein Stadtviertel. Die Zeit ist die Apokalypse. Das glauben jedenfalls immer mehr, angestachelt von einer durchs Netz rasenden Prophezeiung. Durch das wilde, kaputte Viertel, in dem man trotz allem zusammenhält, streift währenddessen die junge Sanya, eine Pistole im Rucksack – bis sie eines Tages eine seltsame Gestalt trifft. Zwischen furiosem Epos und buntestem Pop, zwischen existenzieller Oper und wärmster Soap-Opera fragt Şeyda Kurt, welche Chancen im Zerfall aller Ordnungen liegen. Sanya und ihre schillernde Wahlfamilie sind tief verstrickt in die über Grenzen und Zeiten reichende Geschichte ihrer Gemeinschaft. Können wir anders leben? Aufwühlend, klug und alles verändernd ruft dieses Ereignis von einem Romandebüt: Ja.

Die Autorin

Şeyda Kurt, geboren 1992 und aufgewachsen in Köln-Kalk, arbeitete u. a. für *Zeit Online* und *Deutschlandfunk Kultur* sowie für Podcasts. Sie kuratierte u. a. für das Literarische Colloquium Berlin und das Goethe-Institut, verfasste gefeierte Theatertexte und war Mitherausgeberin des Sammelbandes *Spiel*Kritik. Kritische Perspektiven auf Videospiele im Kapitalismus*. 2021 erschien ihr Bestseller *Radikale Zärtlichkeit. Warum Liebe politisch ist*, 2023 der Bestseller *HASS. Von der Macht eines widerständigen Gefühls*. Auf Instagram folgen ihr über 70.000 Menschen.

Şeyda Kurt. *Zeit der Monster*
288 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book
Erscheint am 21. Juli 2026

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln
Motiv: © plainpicture / Anke Doerschlen

HANSER

TAG 1

Doch so sicher, wie aus
Zukunft Vergangenheit
wird, wird aus Vergan-
genheit Zukunft.

*Ursula K.
Le Guin*

IN DER NACHT

Sie träumte, sich nicht mehr an ihren Namen erinnern zu können. Schweißgebadet schreckte sie aus dem Traum, stolperte im dünnen Licht der Straßenlaterne zum Schreibtisch. Sie schlug mit nassen Fingern ihr Notizheft auf, feuchte Schatten auf dem Papier hinterlassend. Schrieb wimmernd und entschlossen zugleich ihren Namen auf, ein, zwei, drei Mal. Sanya, Sanya, Sanya. Er kam ihr seltsam fremd vor.

IM ROTEN LÖWEN, VORMITTAG, MÜDE UND PANISCH

Bei der Arbeit in der Kneipe stand Sanya an diesem Tag neben sich. Mit halbem Ohr lauschte sie Köbes, der rauchte und in seinen vergilbten Bart nuschte. Wie gewöhnlich brabbelte er an der Theke auf Sanya ein, Minuten, viele Minuten lang, gar eine Stunde? Jedenfalls: eine Ewigkeit. Sanyas Augen fielen immer wieder zu, bis sie jäh aus einem Halbschlaf hochfuhr, mit knurrendem Magen und saurem Geschmack im Mund. Kurze Panik, der zwanghafte Blick aufs Handy. Das war Sanya: Sie hoffte auf gute Nachrichten und rechnete doch immer mit dem Schlimmsten.

Wie gewöhnlich schimpfte Köbes auf seine Vermieterin. Die *Monetenkröte* sei in der Nacht in seine Wohnung gestürmt, erzählte er. Seine Worte drangen nur als fernes Echo zu Sanya durch. *Geschrei der Vermieterin! Es brennt! Qualm, der Köbes in seinem Bett bis zur Nase steigt!* Wieder schreckte Sanya mit rasendem Herzen auf und hustete, als brenne es. Und tatsächlich

saß sie in Köbes' grauer Rauchwolke, die sich schwer auf ihre Brust legte, als hätte sich dort eine Bestie zum Schlafen hingestreckt. Köbes fixierte Sanya mit seinen glasigen, geröteten Augen. Für einen Besoffenen konnte er erstaunlich sorgfältig glotzen.

Es war, als wäre alles schon immer so gewesen: Sanya, die auf ihrem Hocker hinter der Bar dasaß, mal eingesunken, mal wieder hochgerissen, und auf Köbes' schweißstarrtes Poloshirt starrte, um wach zu bleiben. Sanya, mit hochgezogenen, schmalen Schultern, die Brust verborgen unter dem übergroßen, gelben Sweatshirt mit dem glitzernden Motiv einer Raubkatze. Die Falten, die sich stoßweise über den Stoff bewegten, zeigten, dass Sanya unruhig atmete. Ihr Kragen war nassgeschwitzt. Die blaue Wimperntusche verlaufen. Die Strähnen ihres Ponys klebten an ihrer Stirn, und ihr roter Bob stand ab, strahlend und unentschieden, in welche Richtung er flüchten sollte. Auf der Kurve ihrer Stupsnase sammelte sich der Zigarettensqualm.

»Do ben ich tatsächlich eefach knöll eingeschlof!«, zischte Köbes wieder. *Da bin ich tatsächlich eingeschlafen. Todmüde. Mit dem Topf auf dem Herd. Der ganze Herd hat gebrannt.* Er lachte böse und hob sein schmales Bierglas zum Mund. Die grauen Flecken auf seinem dicken Bauch sprangen wie freche Bergziegen über ein Hügelgelände. »Verpiss dich, de Schlampe, röß isch, dat es ming Wohnung un wann isch well, brenn isch se op d'r Grund.« *Das ist meine Wohnung, und wenn ich will, brenne ich sie auf den Grund.*

Sanya verguckte sich in Köbes' glänzenden Eckzahn, dann in die Schweißperlen auf seiner Schläfe. Die Luft stand still. Sanya, Sanya, Sanya ... So verging der Vormittag. Von außen betrachtet beinahe friedlich. Wäre da nicht diese Schwere ge-

wesen, die Sanya niederdrückte. Zugleich der Ruck, der ihr immer wieder durchs Mark fuhr. Bodenlose Erschöpfung, dann die Erinnerung an den Abend vor ein paar Tagen. Als Nabû verschwunden war, ohne sich zu verabschieden. Sanyas Halt und ihre Rettung. Seitdem war sie nur noch ein Bündel unruhiger Nervenschläge. Der panische Griff zum Handy, auf dem Display: feuchte Schlieren ihrer Fingerkuppen, doch keine Nachricht von Nabû.

Köbes ging irgendwann von seiner Vermieterin zur Kanzlerin über, schimpfte über leerstehende Häuser, die sich keiner leisten konnte, über die Chemiefabrik im Viertel, die man schon vor Jahren dichtgemacht hatte, weil irgendwo anders Menschen für noch weniger Lohn schufteten, und über den Wucherpreis für ein Kilo Linsen im Supermarkt. Schließlich, wie immer pünktlich um 11 Uhr, taumelte er aus der Kneipe, »*an de Arbeit*« murmelnd. Sanya folgte ihm bis zur Tür neben dem Spielautomaten, stand dort eine Weile, sah ihm hinterher. Trotz der Hitze hatte sie die Ärmel ihres Shirts nervös über die Handgelenke gezogen, als würde sie sich selbst festhalten. Wenn es schon Nabû nicht mehr tat. Leicht verrutscht, hungrig und außer Atem war Sanya. Ja, so und nicht anders verging der Vormittag.

IM GEMEINSCHAFTSGARTEN, NACHMITTAG, QUÄLENDE HITZE UND EINE BEGEGNUNG

Herrlich hier. Sanya rang nach Luft in der schwülen Hitze. Sie fand sich plötzlich im Gemeinschaftsgarten wieder. Seit Tagen kehrte ihr Körper hierher zurück, und sie folgte ihm. Sie wusste, sie musste eigentlich bei der Arbeit sein. Doch sobald sie allein in der Kneipe war, schien die Decke des Raums zu niedrig zu hängen. Das Tropfen des Zapfhahns, das Surren des Kühlschranks, die Tür zum Hinterzimmer der Kneipe, die manchmal bei einem Luftzug quietschte. Als wäre es in Sanyas Kopf nicht schon laut genug. Die Albträume der Nächte sickerten in ihre Tage, verschwammen mit Erinnerungen an das Schlafzimmer ohne Nabû, mit fremden Bildern von Sanyas Kindheit und den längst vergessenen Gesichtern ihrer Eltern, wie geliehene Leben. In geschlossenen Räumen wuchs die Einsamkeit zu etwas Fleischigem, jeder Eindruck brannte, war ohrenbetäubend laut. Sanya, Sanya, Sanya.

Hier im Garten aber herrschte Ruhe. Sanya tauchte in den Schatten, ließ sich ins kniehohe, vergilbte Gras fallen. Den linken Arm um ihren Rucksack geschlungen. Im Rucksack: das Notizheft von heute Nacht, in dem lediglich dreimal ihr Name stand. Drei Kaugummis, totgekaut. Ein sorgfältig zusammengelegter Zettel aus kariertem Papier, in einem separaten Fach verstaut und behütet wie ein Knochen, denn er war Nabûs letzte Hinterlassenschaft. Sanyas Handy, ein paar Münzen und eingerollte Scheine, eine leere Wasserflasche, eine angebrochene Tüte Kesselchips, zwölf Fotos ihrer Familie, der alten und der neuen. Vier gebrauchte Taschentücher, ein paar Wollsocken, ein Roman, eine tote Fliege und vier zerquetschte Amei-

sen, zwei Vapes, Geschmackssorten saure Kirsche und Baklava.
Eine Glock 17, ein paar Gramm Staub und Krümel.
So lag Sanya da, mit geschlossenen Augen, eine Weile.

Bienen surrten im eiligen Flügelschlag
zwei Schmetterlinge
suchten leuchtend rote Mohnblumen
ein Hundebellen in der Ferne

Sanya riss die Augen auf
schirmte sie ab mit der Hand
die Sonne hatte sich über ihr
in Stellung gebracht

Pralle Gemüsebeete in rechteckigen Holzrahmen
reiheten sich wie ein wildgewordener Teppich
zitternd, in schiefer Bahn, einen Pfad entlang

Ein Beben jagte durch Sanyas Blut
als sich aus dem Chaos
die Silhouette eines Körpers löste
groß und still stand er da
und unwirklich
ein Fels, ein Monolith

Abseits der Beete
öffnete sich ein Platz aus Kies
In der Mitte: eine Bühne
aus brüchigen Dielen, gemeinsam gelegt
mit vereinten Kräften, aus Nachbars Schweiß

Gegenüber lehnte eine Bar
windschief gezimmert aus alten Balken
übersät mit Sprühspuren von
Liebe und Wahrheit: dass Mo ein Bastard sei
und »Shamiram war hier«

Sanya blinzelte, die Helligkeit
biss in ihre Augen, legte sich
allmählich zurück. Der Schatten
nahm Gestalt an, der Monolith
zerfiel in Beine, Arme und einen
... Kopf?
War das ein Mensch?
Ein Gesicht halb verborgen
die Augen wie Kugeln aus Blei

Tomaten flammen, flammen, flammen
Salate beben, der Kohl platzt
Kartoffeln unter der Erde träumen tief
Lauchzwiebeln: Stellungskrieg
Hanf schießt, Kräuter duften wild
duften irre

Der Körper, ehemals Monolith
schluckte die Sonne wie ein dunkler Spiegel
Er stand zwischen den Beeten und Balken
als gehörte er hierher und nirgendwohin

Fast alles war verdorrt
die Gießkannen klein
ihre Mühe verschluckt vom
Durst des Gartens

Sanya erhob sich auf wackeligen Beinen
»Wie heißt du?«, rief sie

Da waren drei Obstbäume: ein Apfelbaum
Zwetschgen, Birnen
nur wenige reife Früchte
das meiste verfault

»Wie heißt du?«

Müllberge, Girlanden, leere Bierdosen, Injektionsnadeln
Zigarettenstummel, zerrissene Buchseiten
Lampions, Lichterketten

Und nochmal
»Wie heißt du?«

Herrlich hier.

SPÄTER AM NACHMITTAG,
KIRCHE ST. JOSEPH

Da zog sie vorbei: Sanya, diese gefühllose Hülle. Die leeren Augen, ihr lebloses Gesicht, das er zugleich so hinterlistig fand. Pfarrer Angelo konnte es nicht ausstehen. Er hatte Sanya auf der anderen Straßenseite erblickt. Ihren roten Haarschopf, kinnlang und frech, selbst aus dem Weltall hätte er ihn wie ein Leuchtfeuer geortet. Denn er verhiß nichts Gutes. Pfarrer Angelo spürte den Impuls, sich zu bekreuzigen. Doch war ihm der Arm zu schwer.

Dort drüben war Sanya nicht allein. Sie schob einen großen, unförmigen Körper vor sich her. Pfarrer Angelo beobachtete sie von der Schwelle der dunkelgrünen Kirchenpforte aus. Das Missverhältnis auf der anderen Straßenseite amüsierte ihn: Sanya, keine 165 Zentimeter, wie eine steife Birke, deren dürre Ärmchen und Beinchen hilflos zappelten. Und vor ihr wankte wie ein großes, flaes Segel – ja, was war das? Wer war das? Pfarrer Angelo kniff die Augen zusammen, um seinen Blick zu schärfen. Nie zuvor hatte er diese Gestalt gesehen. Es musste vielleicht eine Frau sein, denn Pfarrer Angelo meinte, einen Busen zu erkennen, der sich von einem fleischigen Oberkörper abhob. *Mamma Mia*, so mächtig, eine Titanin! Doch auf den zweiten Blick flimmerte das Wesen im Sonnenlicht ohne jede Umrisslinie. Der Körper setzte zögernd einen Fuß vor den anderen, als liefe er zum ersten Mal. Sanya hingegen schob und zerrte. *O, Dio*. Was führten sie und ihre unheilvolle Sippe wohl diesmal im Schilde?

Für einen Augenblick wollte Pfarrer Angelo nach ihr rufen. Demonstrativ höflich und mit dem quälend spöttischen

Lächeln, das er nur ihr gegenüber aufsetzte. »Sanya, Sanya, brauchst du meine Hilfe, liebe Sanya?« Und sie dann im Stich lassen. So wie sie ihn einst im Stich gelassen hatte, als er ihre Hilfe brauchte. Endlich Rache. Doch da fuhr ein bekannter Schmerz von seinem Gebiss zu den Schläfen. Er tastete mit der Zunge seinen Backenzahn ab. Der Zahn war entzündet, pochte ununterbrochen. Und Pfarrer Angelo schwitzte wie ein Hund in seinem Jogginganzug, während ein Schal, blau und weiß gemustert wie der Himmel, ihm den Hals abschnürte. Es war Sommer. Und Angelo hatte Fieber.

Angelo fuhr zusammen, weil ihn eine piepsige Stimme aus seinen Gedanken riss: »Entschuldigung, Farra, das Klopapier ist aus.« Er blinzelte auf das verschmierte Gesicht hinunter, das sich ihm unbemerkt genähert hatte. Das war eines der Kinder, die seit Tagen mit ihren Familien in seiner Kirche die Zeit totschlugen. Dieses hier, von etwa zehn oder elf Jahren, war Angelo bereits aufgefallen. Es knabberte unaufhörlich an Salzstangen und verteilte überall Krümel.

Zu Angelos Ärger wurden die Kinder in der Kirche immer mehr und ihre Gesichter immer schmutziger. Es schien, als sammle sich die ganze Nachbarschaft und richte sich bei ihm ein. Die meisten Familien kamen nach dem Unterricht, aber manche Kinder hatten die Schule längst aufgegeben. Sie blieben bis in den späten Abend, wenn sich der Himmel endlich verdunkelte. Wenn die Temperaturen zumindest einen Hauch nachgaben, sodass man nicht mehr völlig seelenflach atmen musste.

Das Toilettenpapier? Ja, das war schon lange aufgebraucht. Wenn es nach Pfarrer Angelo ging, musste es das Beste sein. Kein billiges Recycling, weich und freundlich musste es durch

die Pofalte gleiten. Doch hatte er es schon wieder beim Einkauf vergessen. Er kam einfach nicht mehr hinterher. Die Leute in seiner Kirche schissen seit Tagen unaufhörlich. Und das in Gottes Haus. *Che vergogna.*

Erst waren nur Einzelne gekommen, die Alten und die, die sich fürchteten. Die, denen jenes unheimliche Gerücht zu Ohren gekommen war, das sich seit einiger Zeit im Viertel verbreitete: Weltuntergang, Messias, die üblichen Sachen, der Wahnsinn. Dann waren immer mehr aufgetaucht, mit erregten Stimmen, Geflüster und Geschrei über das Ende der Zeit, bis es gar keine Furchtlosen mehr gab. Anfangs hatte Pfarrer Angelo gestaunt. Was wollten die Menschen von ihm? All die Jahre hatte er hier in einsamem Frieden verbracht. Er hatte im Hauptschiff der Kirche Kreise gedreht und den Steinaltar poliert. Hatte die Kerzenständer geputzt, die Holzbänke lackiert, den Altarleuchter repariert. Hatte die Böden der Taufkapelle geschrubbt, einmal nachts absichtlich Gott gelästert, Handstände probiert, sich an die kalten Wände geschmiegt. Hatte Fresken und Gemälde bestaunt, sie betastet. Sie vorsichtig geküsst. Weihrauch und Staub geatmet. Manchmal vor Glück geweint, manchmal vor Einsamkeit gezittert. Hatte sich nicht mehr selbst gerochen und war über seinen eigenen Atem gestolpert. Stimmen waren im Dunkeln zu ihm gedrungen. Er hatte ihnen mit geschlossenen Augen gelauscht, glücklicher als bei jedem Sprechen im Licht des Tages.

So hatte er sich aufgelöst. Irgendwann hatte er sein Kollar abgelegt, hatte nur noch schwarze Hemden getragen, dann ein T-Shirt. Irgendwann hatte er es nicht mehr aus seinem Jogginganzug geschafft. Wozu auch. Sein Mittelschädel war verfettet, Hemden und Kollare hatten die Motten gefressen. Alles in al-

lem war er glücklich gewesen, hier in seiner Kirche, in seinem Viertel.

Dann waren sie gekommen. All diese Menschen, all diese Familien mit ihren Kindern. Sie husteten und schrien und lachten, lagerten auf der Empore und drehten sich dort Zigaretten. Angelo wusste nicht mehr, wo sein eigener Atem aufhörte und der Atem der anderen begann. Die Kinder spielten Fangen im Kirchenschiff, wirbelten so viel Staub auf, dass er sich nie mehr legte. Sie hinterließen schweißige Fußabdrücke auf dem Granitboden der Taufkapelle, fettige Fingerspuren auf den Altarleuchtern. Überall Salzstangenkrümel. Sie nuckelten an Kerzenständern. Einmal, hilflos, legte Angelo zitternd die Hand um den leuchtenden Silberbecher auf dem Altar, als könnte er ihn so vor der Verwüstung bewahren. Wie ein einsamer Wächter, der nur noch zusah, wie alles entglitt, was ihm heilig war, irrte er durch seine eigene Kirche.

Und da war noch etwas, das Angelo an diesen Menschen hässlich fand: Er konnte nicht ertragen, wie sie ihn anbettelten. Um Wasser und Klopapier, um Kleinigkeiten. Diese Angst, diese Bedürftigkeit. Wie sie ihm all ihre Sorgen aufzwingen wollten, all ihre Nichtigkeiten. Sobald sie bekamen, was sie brauchten, vergaßen sie ihn. Mit schmutzverkrusteten Mundwinkeln klagten sie über Krankheiten, forderten, dass er die Beläge ihrer Zungen befühle. Bei irgendwem von ihnen hatte sich Pfarrer Angelo gewiss seine Zahntenzündung geholt. Natürlich, er glaubte nicht, dass Zahnschmerzen ansteckend waren, aber so musste es gewesen sein.

Angelo spürte Verachtung und Schwindel. Und schon wieder den Impuls, sich reuevoll zu bekreuzigen. Er ließ es auch diesmal sein. Flüsterte stattdessen wieder etwas Unanständi-

ges. Zwang sich dann zu starrer Freundlichkeit, strich sanft über das Haar des Kindes, das ihn erwartungsvoll musterte. »Keine Sorge, liebes Kind, ich gehe gleich das Klopapier kaufen«, säuselte er.

Er schaute noch einmal nach Sanya und dem unbekanntem Wesen, die jedoch längst verschwunden waren. Wohin? Was suchte dieses Wesen bei ihnen im Viertel? Und wo waren all die anderen Nachbarn, die ihn nicht um Rettung und Obdach vor dem nahenden Untergang anflehten? Und schon hatte er sein Einkaufsvorhaben wieder vergessen.

MUSKELPALAST MCBURN,
HOFFENTLICH DÄMMERT ES BALD

Pralle Bizepse, straffe Brüste. Funkelnde Armbeugen, stählerne Unterschenkel. Sehnen wie der Amazonas. Knöchel, die sich aus zu Fäusten geballten Händen bohrten. Bebende Unterlippen, brutales Gestöhne. Der Geruch von saurem Schweiß und Urin. Mira ließ zufrieden ihren Blick schweifen. Sie genoss die Aussicht auf ihr Reich. Die Lautsprecher spuckten einen düsteren Song in die Halle, während der Bass wie ein wütendes Herz gegen die Wände hämmerte. Das war Miras Hymne: *Mein ganzer Block Aquamarin / Eurosport, Adrenalin / Sitz auf nagelneuer Yamaha T-Max Tech / gebe Ga-a-as – hol mir, was ich brauche / stapel Batzen jeden Ta-a-ag.*

Herrlich hier. Den ganzen Sommer über war das Fitnessstudio leer geblieben, doch nun stand das halbe Viertel in ihrem Laden Schlange: die Kleinen und die Großen, die Dünnen und die Dicken, die Girlies und die Muskelfrauen, die Softies und

die Kraftpakete, die Lauchs und die Stiernacken. Sie scherten sich nicht mehr um die Hitze, sie trainierten ohne Gnade. In einer Ecke, bei den Hanteln, tummelten sich jetzt gerade die Atzen mit ihren bleichen, bösen Gesichtern. Auf dem Laufband rannten einige in roten Wettkampfanzügen, mit langen, geflochtenen Haaren. Ein paar Faschoglatzen strampelten auf den Trainingsmatten. Mira hielt sie alle im Auge, lächelnd, dabei insgeheim gefasst auf den nächsten Zusammenstoß, der auf ihrem gelben Linoleum Blutspritzer hinterlassen würde. Doch unter den krachenden Beats, dem Hantelklirren, dem stoischen Schreien und Stöhnen ihrer Kunden herrschte fast andächtige Ruhe. Miras Geräte wurden mit Disziplin und Gier bearbeitet, endlich. Genau so hatte sie es sich vorgestellt. *Komm in Designer an wie Rodman / Mach Geld, das kann ich nicht vermeiden / Die Tränen meiner Mutter trocknen / Nur mit Zweihundert-Euro-Scheinen.*

Mira bemerkte Khady hinter sich, denn plötzlich roch es nach Frühlingswiese. Nach Gänseblümchen und honigsüßem Weißdorn, nach jungem Moos. Mira war süchtig nach diesem Duft. Khady war ein hochgewachsener, schlanker Mann, doch lag in seinem Inneren eine große Kraft, die Mira immer sofort spürte und roch. Er legte eine Hand auf ihre Rollstuhllehne, beugte sich zu ihr hinunter, flüsterte ihr präzise und fast überdeutlich ins Ohr: »Mira, deine Tochter will dich sprechen.« Seit sie ihn vor drei Jahren eingestellt hatte, war Khady ihr treuester Freund und Mitarbeiter. In letzter Zeit spielte sie sogar mit dem Gedanken, ihn zum Geschäftspartner zu machen. Jede ihrer Anweisungen war bei Khady in guten Händen. Er arbeitete gewissenhaft und beinahe verbissen. Er war ein hervorragender Schlichter, so abgeklärt, als hätte er schon alles erlebt. Sein

direkter Blick, seine aufgeweckten Augen, die Ruhe in seinen Mundwinkeln hatten Mira gleich beim Einstellungsgespräch gefallen. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Das tat sie selten.

Nun glitt Mira majestätisch zur verglasten Eingangstür. Gleich davor stand Sanya, ihr Haar leuchtend wie eine rote Mohnblume, die Arme um den Körper geschlungen. Sie trug ihr gelbes Sweatshirt mit der glänzenden Raubkatze, das Mira ihr bei einem Ausflug in der Hauptstraße gekauft hatte, und auf dem Rücken den abgewetzten Rucksack. Ihre Jeans saß wie üblich tief in der Hüfte, die Hosenbeine fielen über ihre farbigen Sneaker. Schuhgröße 35, wusste Mira, wie die Füße eines Kindes. Und tatsächlich: Viel hatte sich an Sanyas Körper in den letzten Jahren nicht verändert, abgesehen von den Pickelmalen in ihrem Gesicht. Noch immer war sie dieses feenhafte Wesen, kaum anders als das schreckhafte und doch neugierige Kind, das Mira einst aufgenommen und liebgewonnen hatte wie ihr eigenes.

Sanya wippte ungeduldig von einem Fuß auf den anderen wie jemand, der gehen wollte und doch blieb, etwas lag unausgesprochen in ihr. Mira erkannte es sofort: dieses wortlose Vertrauen Sanyas, dass sie wieder einmal diejenige sein würde, die alles richtete. Erst jetzt fiel Mira der zweite Mensch ins Auge, jemand, den Sanya mitgebracht haben musste. Er stand einige Meter weiter hinten in der Zementhitze auf dem Parkplatz, neben einem Wagen, dessen spiegelnder Kotflügel Sonnenlicht in das Gesicht warf. Aber auch hinter dem Licht war da nichts: nichts als Schatten. Ein Gesicht wie ein Loch in der Welt, dachte Mira, ein Auftritt wie ein Gottesreptil. Himmel! Oder Hölle? Mira schauderte und bekreuzigte sich. Das Alter dieses Fremden? War es zwanzig? Siebzig? Das Haar schien pechschwarz,

doch zugleich fand Mira es grau durchsetzt, auf den dritten Blick fast silbern. Die Glieder hingen schlaff, die Hände waren zerschlissen, doch die Kleidung war tadellos, wenn auch schlicht, ein grauer Overall. Mira schauderte wieder.

»O *Moriyo*. Oh, Herr. Wer ist das, Sanya?« Sanya starrte sie an. »Den ... die habe ich ... gesehen. Habe ich gefunden.« Sie sprach wie immer in kurzen Atemstößen, aber heute noch aufgeregter als sonst, hektisch. Mira betrachtete Sanyas Gesicht, ungewöhnlich wach, die geröteten Wangen unter den aufgerissenen Augen. »Wie, du hast die da ... das da gefunden?«

»Ja. Draußen.«

»Und dann hast du ihn einfach mitgenommen?«

»Hat mich ... Hat mich so angestrahlt.«

Mira wandte sich dem Unbekannten auf dem Parkplatz vor ihrem Muskelpalast zu: »Ey, du. Du da! Wie heißt du?« Sanya schüttelte den Kopf, als wüsste sie bereits, dass Mira keine Antwort bekommen würde. »Ey, bist du taub, oder was? Warum antwortet es denn nicht? Was machst du denn für Sachen, Sanya? Du kannst doch nicht wildfremde Leute einfach so einpacken wie Obst. Und das auch noch in diesen Tagen, in denen alle durchdrehen.«

Sanya schwieg.

»Warum bist du eigentlich nicht bei der Arbeit?«

»Hab frei bekommen.«

»Sicher?«

»Vielleicht.«

»Wie, vielleicht? Verdammt, was machst du hier?« Das Letzte hatte Mira zu schroff gesagt, sie wusste es. Ihre Sorge um andere verwandelte sich zu schnell in Ungeduld. Aber Herum-

lavieren rieb an ihr wie Sandpapier. Sie war Mutter und Geschäftsfrau und noch viel mehr, hatte viel zu tun, immer. Sie brauchte klare Antworten, die sie lenken konnte. Sie musste sich kümmern, um ihre Familie und das Viertel. Und jetzt gestand Sanya auch schon, dass sie bloß Miras Wohnungsschlüssel brauchte, hatte ihren eigenen wieder vergessen. Mit glühenden Wangen und einem Anflug von Aufbegehren fragte sie dann noch: »Mira, lässt du wieder Bullen und Faschos bei dir trainieren?«

Miras Gesicht versteinerte. »Ja, aber heute ist es ganz entspannt.« Sanya blinzelte zaghaft, und doch schien sie mit jedem Lidschlag mehr Entschlossenheit zu fassen: »Nabû ... Nabû wird das nicht gefallen.« Mira wischte Sanyas Gedanken zur Seite, mit einer einzigen herrischen Bewegung, wie sie nur Königinnen gelang. »Komm mir nicht wieder mit Nabû! Nabû hier, Nabû da. Nabû ist weg, Sanya. Seit Tagen schon, kapier das endlich. Außerdem trainieren ihre Leute auch mit.«

Es war eigentlich nicht Sanyas Art, Mira Widerworte zu geben. Aber die Gestalt hinter ihrem Rücken auf dem Parkplatz verlieh ihr unerklärlicherweise Mut.

»Nabû würde ausrasten«, sagte sie.

»Auch Faschos zahlen Abos«, entgegnete Mira bestimmt. »Und so verlieren wir die Typen auch nicht aus dem Blick. Was wollt ihr alle denn noch? Du weißt doch, was unser Plan ist, Sanya. Hast du etwa Angst?« Miras Miene wechselte von ihrer gewohnten Bestimmtheit zu tiefer Sorge. »Ach, mein Lämmchen! Du warst schon als Kind so, und bestimmt auch schon als Baby. Immer ängstlich, immer vorsichtig. Hast du wieder Fieber? Du hast so einen Fiebertblick.«

Wie aus dem Lehrbuch für besorgte Mütter hieb sich Mira

die flache Hand auf die Brust und wiegte ihren Kopf. »Viel leicht«, antwortete Sanya, nun geschlagen. Und dann kam ihr die Erinnerung an die Nacht: »Ich habe wieder geträumt.«

»Beug dich runter, damit ich deine Stirn fühlen kann.«

»Mira, im Garten war alles verfault und vertrocknet.«

»Ich weiß, ich weiß, ich kümmere mich drum.« Am Abend würde Mira den nächsten Brief an die Kanzlerin schreiben, auf den sie nie eine Antwort erhalten würde.

Sie legte ihre Hand auf Sanyas Stirn. »Wir besprechen auch das im nächsten Nachbarschaftsrat, wir finden eine Lösung, mach dir keine Sorgen, Lämmchen. Sanya, du brennst ja richtig. Khady, Khady, hol meinen Schlüssel aus meiner Jackentasche! Du musst ins Bett, *habibto*. Und werd vorher diesen ... Menschen dahinten los.«

Mira sah Sanya und ihrer sonderbaren Begleitung noch einige Momente hinterher. Sie ahnte, dass die beiden von nun an untrennbar sein würden. So war ihre Sanya: scheu, verträumt, umherirrend zwischen den Straßen des Viertels und den halben Sätzen, die sie sprach. Im Rucksack trug sie ihr Leben. Sie war immer auf der Suche nach Halt, immer hungrig nach Nähe. Man hätte denken können, jemand, der so gedankenverloren war, könne nichts bei sich behalten. Doch Sanya war eine Sammlerin. Sie hütete die Dinge, Menschen und Geheimnisse wie ihren Augapfel. Auch dafür liebte Mira sie.

Khadys Stimme holte Mira aus ihren Gedanken. Er hatte sich neben sie gekniet. »Du machst dir Sorgen«, sagte er. Ungeschönt und präzise, wie er immer sprach, war seine Stimme zugleich fast besorgt. Als würde er mit einer Freundin reden, die mehr Hilfe brauchte, als sie sich eingestand. Doch hinter der Nähe lag eine unsichtbare Linie: Er wählte seine Worte mit

Bedacht, zeigte keine Schwäche vor ihr. Nicht, solange sie seine Chefin war und Macht über ihn hatte, auch wenn Mira so tat, als gäbe es kein Gefälle zwischen ihnen.

Mira nickte leise. Khadys dunkle Augen flackerten unruhig auf. Ein Seufzen entglitt seinem rosafarbenen Mund. Er deutete mit seinem Kopf in Richtung der Glasfront, hinter der die Roten und die Stiernacken, die Atzen und die Bullen trainierten. »Hast du gehört, was die Leute erzählen, Mira? Von dieser Prophezeiung? Dass das Ende der Welt jetzt wirklich kommt? Wenn sich das erst richtig herumspricht ... Dann dauert es nicht lang, bis die da drin zu richtigen Monstern werden.«

Mira erwiderte seinen Blick. »Nicht nur die«, antwortete sie schmunzelnd. Niemals würde sie ihm verraten, dass sie und ihre Kinder etwas mit dieser verrückten Prophezeiung zu tun hatten, die alles verändern sollte. Manches musste man fast allen verheimlichen. »Aber weißt du, Khady, du musst dir keine Sorgen machen. Ich bin ja da und habe alles im Griff«, sagte sie dann. *Eurosport Fast Life / wir leben schnell / alles unter Kontrolle.*

Ich bin ja da und habe alles im Griff. Es war nur ein Flimmern in einem Augenblick gewesen, aber Khady war die Selbstzufriedenheit in Miras Antwort nicht entgangen, die sein Misstrauen weckte. Nie entging ihm etwas. Er war ihr immer einen Schritt voraus.

ZURÜCK IM ROTEN LÖWEN,
20:02 UHR, ZEIT FÜR DIE TAGESSCHAU

Die Kanzlerin war auf Staatsbesuch. Sie sprach zur Presse, redete über all die schmerzhaften Herausforderungen der Gegenwart, denen es mit eiserner Entschlossenheit zu begegnen gelte, drohte ihren Feinden, und von denen gab es nicht wenige, im Inneren wie im Ausland. Sie verkündete dann gleich noch die Blütezeit der Nation, ihr lichtiges, blondes Haar zu einem strengen Pferdeschwanz gezogen. Und dann schien sie tatsächlich den Weg von der Bühne nicht zu finden. Es blitzte von allen Seiten. Schon in den vergangenen Tagen hatte die Kanzlerin wieder und wieder Aussetzer vor den Kameras gehabt, Sätze abgebrochen, Namen verwechselt, Namen vergessen. Nun irrte sie von der einen Ecke zur anderen, erstarrte auf halbem Wege und drehte sich im Blitzlichtgewitter auf ihren Absätzen um die eigene Achse.

Köbes hatte das Geschehen von seinem Stammplatz aus im Fernseher über der Theke verfolgt. Das letzte Bild zeigte die Kanzlerin, wie sie das Gesicht zu einer Grimasse verzog, diese grimmige Hackfresse, immer voller angeblicher Sorge um das Land. Köbes dachte einen Moment angestrengt nach. Dann kam er zu der einzig sinnvollen Schlussfolgerung. »Mir sin am Arsch!«, brach es aus ihm heraus. Er zischte etwas Unanständiges hinterher. Dann krümmte er sich über seinem Bierglas vor Lachen.

FAST ZEITGLEICH IM MUSKELPALAST MCBURN,
AM KUNSTSTOFFTISCH MIT HOCHGLANZOPTIK
IM HINTERRAUM

Das war Mira: dunkler Ansatz, gelbe Längen, blonde Spitzen. Ein Glätteisen war vergeblich die Kurven ihrer Locken entlangefahren. Darüber eine Sonnenbrille von Gucci, vielleicht eine Fälschung, vielleicht ein Original. Mira trug sie wie eine Krone auf dem Haupt, fast nie vor den dunklen, messerscharfen Augen, mit denen sie ins Leben blickte. Denn nichts durfte ihren Blick trüben. Ihr Lachen? Groß und hart und kernig, es strengte sie fast gar nicht an. Eine Stimme aus Rauch und Volumen, die Lippen so prall. Sie besaß eine Treuekarte zur Hyaluron-Lippenunterspritzung bei M2-Magic-Beauty, hatte sich aber zu häufig für das günstigere, zähflüssige Produkt entschieden. Das kostete nur 199 Euro und hinterließ dafür Klumpen. Egal, überdeckt von 0,9 Gramm Lipgloss.

Das war Mira: Der Duft von Puder auf ihren Wangen und der Duft von getragenen Nylonstrümpfen. Das Klackern ihrer Kunststoffnägel auf der Tischoberfläche. Das war Mira: Sie steuerte durch jede Menschenmenge ihres Viertels wie eine stolze Kapitänin auf bewegter See. In den Straßen brauchte Mira keine Kopfhörer, um ihre Hymnen zu hören. Die Boxen ihres Handys waren laut genug.

Und auch das war Mira: 49 Jahre alt, eigentlich hieß sie Shamiram, benannt nach einer legendären Königin. Das antike Großreich zwischen Tigris und Euphrat, aus dem ihre Familie stammte, kannte im Viertel kaum jemand. Vor Jahrtausenden untergegangen. Doch Mira würde nie vergessen, welche herrlichen Städte und weiten Berglandschaften ihre Vorfahren hat-

ten verlassen müssen, um hierherzukommen. Welche Tradition von Stolz und Herrschaft ihnen eingeschrieben war, welche Bestimmung zur Größe man ihnen einst zugesprochen hatte.

Als junges Mädchen hatte sie sich immer aus dem Viertel fortgesehnt, weg vom Staub, vom Lärm, vom Gestank. Zurück dorthin, woher ihre Eltern kamen. Sie wollte die Hügel und Berge zurückerobern oder sich woanders einen Ort schaffen, an dem man nicht lernte, sich klein zu machen. Hauptsache: kein Aufgeben, kein Stillstand. Sie war die Frau, die Geschichte schreiben musste.

Aber sie war immer im Viertel geblieben. Weil sie zu sehr an den Mauern hing, in deren Ziegel sie ihren Namen gekratzt hatte, an den verrosteten Geländern, vor denen sie zum ersten Mal geküsst hatte, an dem Wasserturm aus rotem Backstein der alten Chemiefabrik, hinter dem sie abends heimlich, vor ihren Eltern versteckt, Zigaretten geraucht hatte. Und sie war geblieben, weil sie gebraucht wurde und weil sie es ihrem Viertel schuldig war. Sie hatte die Nachbarschaftsräte mit aufgebaut, das Viertel wieder und wieder zusammenschweißt, hatte Pläne gehabt. Immer wieder Pläne, große Pläne. Und sie hatte sie immer noch.

Und, doch das würde sie niemals zugeben: Sie hatte Angst gehabt, alles hinter sich zu lassen und dann keinen Ort mehr zu haben, an den sie zurückkehren konnte. Khady hatte alles aufgegeben und war ins Viertel gekommen, das wusste sie. Khady, oh, Khady. Der Geruch einer Blumenwiese. Sie dachte häufig an ihn. Wie er am Morgen hier im nach Desinfektionsmittel riechenden Hinterzimmer ihres Muskelpalastes saß und seine Zeitungen las, alte und neue, wie besessen und voller Ärger. Wie er den Namen ihres Viertels suchte, Schlagzeilen und Rand-

notizen unterstrich und einkreiste auf den vergilbten Seiten, so pedantisch, wie er auch sprach. Wie er manchmal auf seinem Telefon tippte: lange Notizen an sich selbst, und in mühsam beherrschter Wut den Kopf schüttelte, wenn er sich verschrieb.

Mira wusste, dass Khady einen Internet-Blog führte, dem viele treue Lesende anhängen. Und doch glaubte sie, dass Khady außer ihr keine Freunde hatte. Denn Khady war ein stolzer Mensch. Dieser Stolz machte ihn unzugänglich, unnahbar, glaubte sie. Vor einigen Tagen hatte er ihr seine Lebensgeschichte erzählt, von seinem Leben vor dem Viertel, von Verlust und falschen Versprechen. Sie hatte es als Vertrauensbeweis genommen, als ein Geschenk. Und hatte gehofft, dass er von nun an seine Distanz zu ihr aufgeben würde. Aber das tat er nicht. Was war es, das er ihr vorenthielt? Was war es, das sie ihm nicht geben konnte? Als seine Chefin? Oder als seine Freundin?

Sie wusste, dass Khady manchmal diesen Angelo, den Pfarrer mit den hässlichen Trainingsanzügen, besuchte. Sie erinnerte sich, wie Khady selbst einmal in solch einem Anzug im Studio aufgekreuzt war. Wie Mira ihn ausgelacht hatte. Wie Khady daraufhin traurig gelächelt hatte und von da an wieder nur sein übliches schwarzes T-Shirt trug.

Und sie spürte, wie sehr sie sich jeden Morgen auf Khady freute, auch wenn seine Zurückhaltung sie auf eine Weise aus dem Gleichgewicht brachte, die sie kaum ertrug. Sie mochte Klarheit. Doch mit Khady gab es nur Schwebezustände, Spannungen ohne Namen. Und dennoch: sein rosafarbener Mund, von Stoppeln umringt wie von Sternen. Ein Hauch von Frühling. In Khadys Körper schien der qualvolle, endlose Sommer über dem Stadtviertel niemals anzukommen.

Mira dagegen schwitzte, noch jetzt um diese Uhrzeit. Während aus den Lautsprechern ihres Handys dramatische Streicherklänge dröhnten, schrieb sie heute Abend im Hinterzimmer ihres Muskelpalastes diese Zeilen:

*Hallo Kanzlerin,
wenn du mir noch einmal nicht antwortest, komme ich
dahin. Das ist metaphorisch gemeint, aber du kannst es als
Drohung verstehen. Du hast schon wieder schlecht über uns
geredet, dabei gibt es genug echte Probleme. Unsere Gärten
zum Beispiel vertrocknen, wir brauchen Wasser. Brunnen,
Solaranlagen für Wasserpumpen, ganz egal! Schick einen
Wassertank und die Müllabfuhr. Kriegst du überhaupt mit,
was in der Welt passiert? Unser Asphalt ist aufgeplatzt.
Wir brauchen endlich Rampen für Rollstühle, immer noch!
Was machst du eigentlich den ganzen Tag? Bist du dumm
oder was?*

An das Ende setzte sie in Großbuchstaben den Namen einer Helden: **MIRA**.